IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880



**Warten als Tugend des Alters**

Wolfgang Eirund

Wenn heute eine Unterscheidung von Jugend und Alter besprochen wird, wird die Wahrnehmung des Alterns sogar von Betroffenen selbst schnell auf die Dimension des Vergehens und des Nachlassens begrenzt. Aus dieser Perspektive erscheint das Heranwachsen als ein primär kraftvoller Vorgang des „Werdens“, das Altern indes als vorwiegend defizitärer Prozess, was etwa im traditionellen psychiatrischen Begriff der Involutionsdepression zum Ausdruck kommt, der die Altersdepression meint, aber mit „Involution“ im gleichen Atemzug das Alter als Phase der Rückbildung kennzeichnet. Zwar wird im politischen Diskurs häufig versucht, die Werte des Alters hervorzuheben. Dann wird etwa auf die Lebensleistung reflektiert als Grundlage einer eingeforderten Würde des älteren Menschen. Unausgesprochen wird jedoch gerade durch diese Hervorhebung wieder die gesellschaftliche Wertigkeit der Jugend betont, die ja eben diese Leistungen noch alle vollbringt, auf die die oder der Ältere „nur“ noch oder vorwiegend zurückblicken kann. Und so bleibt weiterhin offen, worin die eigentliche Wertigkeit des Älterwerdens und des Älterseins für sich gesehen liegen könnte.

Das seelische Empfinden des Menschen ist in besonderer Weise von seinem Zeiterleben geprägt. Es scheint kein anderes Lebewesen zu geben, welches in einem solchen Umfang explizite Erinnerungsarbeit leistet wie der Mensch. Im Erinnern wird uns gewahr, dass Zeit aus der Zeit hervorgeht, dass es Ursachen und Folgen gibt, dass es also eine – wie auch immer für uns gestaltete – Zukunft geben wird, die sich aus dem Gegenwärtigen und seiner Vergangenheit heraus entfaltet.

Wenngleich unmittelbar nach der Geburt des Menschen das explizite Gedächtnis noch nicht zur Verfügung steht und wir daher auch kaum eine bewusste Erinnerung an unsere ersten Lebensjahre verfügbar haben, so wissen wir doch, dass die Erlebnisse des Kleinkindes tiefe Gedächtnisspuren hinterlassen. Wir verfügen von Geburt an über die Fähigkeit des Erinnerns, wenngleich in unterschiedlichen Formen.[1] Insbesondere die sogenannten impliziten Weisen der Speicherung von Gedächtnisinhalten stehen offenbar sogar schon vorgeburtlich zur Verfügung. Sie sind evolutionär älter, auch bei Tieren vorhanden und über die Kindheit hinaus auch im weiteren Leben für den Erwerb von Fertigkeiten von großer Bedeutung. Offenbar verfügen wir also über viele abrufbare Gedächtnisinhalte, deren Abläufe uns im Alltag gar nicht bewusst werden: Diese stehen für das „Gewusst wie“, während unser explizites Gedächtnis, welches wir im Alltagsjargon gewöhnlich als „Erinnerung“ bezeichnen, dafür steht, „was“ wir wissen, was grundsätzlich bewusstseinsfähig ist, also eben auch für die Episoden des erlebten Lebens.

Stellen wir uns einen menschlichen psychischen Prozess in seiner biologischen Beschaffenheit vor, dann schreiben wir ihm einen biochemischen Ablauf zu, der – sofern wir etwa von Krankheit sprechen – möglicherweise gestört ist und in seine natürliche Beschaffenheit zurückgeführt werden muss. Wenn wir die Tätigkeit des Gehirns aber in einer makroskopischen Perspektive wahrnehmen, also seine psychischen Fertigkeiten in ihrer Gesamtheit, so scheint seine zentrale Funktion in der Wahrnehmung und Herstellung von Beziehungen zu liegen: Nämlich in der Beziehung des Menschen zu seiner Umgebung, zu sich selbst, aber eben – diesem fast noch vorausgesetzt – in der Herstellung einer Beziehung von Vergangenem zum Gegenwärtigen und dem

zu Erwartenden. Das impliziert auch Thomas Fuchs mit dem Titel seines Werkes „Das Gehirn – ein Beziehungsorgan“.[2]

In eben dem Ausmaß und in eben der Art, *wie* dem Menschen seine gelebte Zeit aus seiner vergangenen Zeit hervorgeht, so geht ihm auch Seelisches aus Seelischem hervor, wie Jaspers es nennt.[3] Hier, in diesem Auseinander-Hervorgehen, liegt die Grundlage für jenes „Verstehen“, das Dilthey dem naturwissenschaftlichen Erklären gegenüberstellt.[4] Wie aber kann ein Organ so unbemerkbar rasch die Beziehungen eines ganzen Organismus mit einer sehr reizreichen komplexen Umwelt aufrechterhalten und darüber hinaus ebenso Erinnerungen wie Entwürfe über die Zukunft herstellen, korrigieren und „verwalten“, so dass Zusammenhänge „verstehend“ verknüpft werden?

Offenbar werden diese Leistungen durch eine spezifische Art assoziativer Zusammenfassung der Reize hergestellt, deren Bedeutung in den hermeneutischen Traditionen – meist ganz losgelöst von biologischen Vorgängen – unter dem Begriff „Symbolik“ reflektiert wird. Im Symbol werden die Einzelerlebnisse aus verschiedenen Dimensionen von Zeit, Raum, Innen und Außen in einem sinnhaft erscheinenden Zusammenhang verdichtet. Erinnerung ist auf diese Weise kaum je Erinnerung an das einzelne, sondern wird bewusst *in Verbindung*: In Verbindung zeitgleicher Reize miteinander, aber auch in Verbindung mit dem assoziierten inneren Erleben. So wird verstehbar, wenn etwa Gadamer meint, dass die unaufhaltsame Zeit auch dem vergangenen Ereignis unablässig neue Bedeutungshorizonte aufzwingt, dass es sich also im Bedeutungerleben des Menschen letztlich um einen grundsätzlich unendlichen Prozess handelt.[5]

In solchem Wissen um unsere speziell menschliche Zeitlichkeit sind wir gezwungen, unser gegenwärtiges Handeln und Erleben in seiner historischen Bedingtheit wie in seiner folgenreichen Bedeutung, also in seiner zeitlichen Vernetzung wahrzunehmen – und zugleich dem nur gegenwärtigen Erleben zu entziehen. Vielmehr können wir wohl kaum umhin, als unser Erleben gerade deshalb einer Wertung zu unterziehen, weil wir um das Zeitliche alles Ereigneten wissen: Nämlich dass es eine Herkunft hat, und dass es zur Herkunft werden wird. Im Wissen um unsere Handlungsfähigkeit nun wird dieses „Herkünftige“ alles sich Ereignenden zum Anlass, sich mit jedem fortschreitenden Alter erneut der eigenen Verantwortung zu stellen. Die *Möglichkeit* des Handelns im Wissen um seine zeitliche Einbettung und damit seine Kausalität lässt uns dabei aber auch für das Nicht-Handeln verantwortlich werden: Wenn ich frage, wie mein Handeln sich auf die Welt auswirken würde, dann eben auch, welche Folgen ein Nicht-Handeln hätte – oder hatte.

Ungeachtet allen Eindrucks über den grundsätzlichen Wert menschlichen Handelns ist die Zeitlichkeit des Menschen im gleichen Maße Ursprung der allgegenwärtigen Nachhaltigkeit seines Handelns wie auch der Verantwortlichkeit, derer er sich im Handeln (und Nicht-Handeln) bewusst werden muss. Die Verantwortlichkeit wird über die Generationen hinweg dabei nicht geringer, sondern eher komplexer und allenfalls weniger persönlich. Aber mit Gadamer bleibt sie in immer neuen erkennbaren Bedeutungshorizonten virulent.

Zu Recht aber scheinen wir ein besonderes Mitgefühl dem Kinde gegenüber zu haben, wenn es etwa leidet, da es „schuldlos“ leidet – selbst wenn es selber Auslöser seines Schmerzes geworden wäre. Es hat (noch) keine Verantwortung für das ihm widerfahrende Missgeschick, da es dafür noch zu wenig „weiß“ – also erinnert. Indem wir es als besonders schutzbedürftig empfinden, zeigt sich unser intuitives Wissen, dass der Schatten der Verantwortlichkeit, wie er sich aus unserer gelebten Biographie auf alles Gegenwärtige, aus allem Gegenwärtigen auf das Zukünftige wirft, nur allmählich, aber dafür alltäglich länger wird. Dem Kleinstkind aber ist

der besondere und uneingeschränkte Schutz zu gewähren. Diese Unbedingtheit der Zuwendung wird ihm im Idealfall in seiner Familie gewährt, und die Erfahrung dieser Unbedingtheit wurde etwa von Fromm in ihrer Bedeutung für das (eher implizit erfahrene) Selbstwerterleben in besonderer Weise betont.[6]

Mit dem Älterwerden übernimmt auch das Kind und der Jugendliche in einem immer größeren Radius seines Lebens Verantwortung – zunächst noch primär für sich selbst, doch zunehmend auch für sein Handeln in der Welt; also für das, was er der Welt und sich selber „antut“. Wenn wir dies als eine sehr spezifische Weise des Welterlebens verstehen: Nämlich Verantwortung wahrzunehmen und zu übernehmen, dann wird das Älterwerden über die Jugend hinaus zu einem Wachstum, solange unsere psychische Verfassung das Erinnern fortgesetzt zu leisten vermag, also solange wir psychisch gesund genug dafür sind: Es wäre an keine Altersgrenze gebunden. Solches Wachstum ist zwar wohl nicht zwingend, aber immerhin eine Möglichkeit, die wir älter werdend ergreifen können, mit ihrerseits dem Wissen um ihre eigene, erinnerte Unbegrenztheit.

Vor diesem Hintergrund wird die Gefahr deutlich, wenn eine gesellschaftliche Verfassung den historischen Bezug allen Menschseins wie auch seinen Folgenreichtum vernachlässigen würde und jedem Einzelnen eine Vorfahrt für die Beschleunigung alles Gegenwärtigen und Kurzfristigen nicht nur einräumen, sondern sogar abverlangen würde. Wenn zugleich die sich aufzwingenden Verantwortlichkeiten aus der Hand des Einzelnen weg in Zuständigkeiten delegiert werden, findet eine willkürliche Spaltung statt, die das Individuum letztlich verantwortungsverloren und damit eigentlich ohnmächtig hinter sich zurück lässt. Darin hat der „alte“ Mensch keinen Platz mehr, also keine Möglichkeit mehr, sich in seiner Zeitlichkeit verantwortungsvoll zu offenbaren.

Wie aber könnte denn ungeachtet der gesellschaftlichen Situation eine solche Verantwortlichkeit des Älterseins überhaupt sinnvoll bemerkbar werden?

Wenn der Wert des Jungseins gerade auch in seiner naiven „Schuldlosigkeit“ erlaubt, „bedenkenlos“ das Neue zu denken, so könnte der Wert des Älterseins im Pendent dazu eine Vorsicht werden, die zu einem Warten auffordert, das Besinnung ermöglicht. Denn wenn – wie es etwa Singer meint[7] – ein gesetzmäßig arbeitendes Gehirn nicht frei handeln könne, da sein Handeln von den Einflüssen abhänge, denen es ausgeliefert sei, dann bleibt uns vielleicht wirklich nur das Warten übrig: Ein Warten darauf, welche Einflüsse (also auch welche Erinnerungen) sich vielleicht noch den Weg in meinen Willen bahnen, um ein Handeln zu ermöglichen, das wenigstens überlegt erscheint – und damit eben in jenem Maß verantwortlich wird, das ihm möglich ist. Im Ältersein steht hierfür jedoch nicht nur ein größerer „erinnerbarer“ seelischer Innenraum zur Verfügung, sondern eben auch ein manchmal schmerzhaft erlebtes Wissen, dass die letztendliche Freiheit des Menschen möglicherweise wirklich lediglich in seiner Fähigkeit liegt, warten zu können. In solcher scheinbarer Langsamkeit erst wird die Möglichkeit deutlich, über eine reflexhafte Antwort des Augenblicks auf den Augenblick hinauszuwachsen. Vielleicht wird dies impliziert in dem Begriff von Altersweisheit, in der Institution eines Ältestenrates oder im Archetyp des weisen alten Mannes: In solchen Bildern gesprochen erlaubt uns der ältere Mensch offenbar eine Freiheit, wenn er uns bittet, auf ihn zu warten.

So kommen wir wieder auf das Symbol zurück, dessen ursprüngliche Wortbedeutung ja das „Zusammenfügen“ meint: Also jene Verdichtung der Eindrücke und Assoziationen, deren besonderer Wert sich gerade in der Vergegenwärtigung eines scheinbar unbegrenzt vergangen, unendlich gegenwärtig und endlos zukünftig sich ausspannenden Lebens ausdrückt. Sicher: Das Symbol, seine „Bezugnahme“, unser „Deuten“ kann irren. Die Reduktion auf das nur je Einzige ignoriert indes, dass Leben nur im Vollzug des Bezugnehmens als Leben

spürbar wird; dass aus den gegenständlichen Objekten, aus denen wir im Grunde bestehen, erst in ihrer andauernden Bezugnahme zueinander und zur Umgebung ein Leben wird.

Wenn uns aber die Fähigkeit zur Bezugnahme zwischen den Zeiten verloren geht, etwa in der Demenzerkrankung eines vertrauten, liebgewonnenen Menschen, wird uns die sehr alltägliche Bedeutung unseres so selbstverständlichen Zeitbezugs für unser menschliches Selbstbewusstsein besonders schmerzlich bewusst. Im Verlust des Erinnerns wird uns dieser Mensch dann wieder schutzbedürftig wie ein Kind: schuldlos im augenblicklichen Erleben und Handeln, aber eben auch ohne eine Verantwortung, auf die wir sonst wissend und bekennend eigentlich immer mehr bestehen müssten, umso älter wir werden, und solange dies unsere Seele zulässt.

1 Birbaumer, N., R. Schmidt: Biologische Psychologie. Berlin 2003.
2 Fuchs, T.: Das Gehirn – Ein Beziehungsorgan. Stuttgart 2008.
3 Jaspers, K.: Allgemeine Psychopathologie. Berlin 1973.
4 Dilthey, W.: Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Göttingen 2005.
5 Gadamer, H.-G.: Wahrheit und Methode. Tübingen 2010.
6 Fromm, E.: Die Kunst des Liebens. München 2012.
7 Singer, W.: Keiner kann anders, als er ist. FAZ, 08.01.2004.

**Zum Autor**

Prof. Dr. Wolfgang Eirund, Chefarzt, Fachklinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik, Aarstraße 17, 56368 Katzenelnbogen
Tel (06486) 9127-2215
Fax (06486) 9127-1015
Kontakt: w.eirund@fachklinik-katzenelnbogen.de
internet: www.fachklinik-katzenelnbogen.de